

„Das kommt auf ein paar Weiber mehr oder weniger nicht darauf an, es gibt ja schon viel zu viel!“ antwortet mir lachend die Wirtin.

Ich neige ab. „Na, es wäre vielleicht doch zu schade um solche hübsche Wädel“, schmeichle ich ihnen dann und frage, was sie überhaupt hier arbeiten? Ich erfahre, daß sie die Farm abschneiden, die mannschön über Kiefernplantagen gewachsen sind. Dafür erhalten sie einen Stundenlohn von 45 Pfennigen. Auf einem Seitenweg erreiche ich mein „Altes A“ wieder. Welch wunderhübscher Waldweg ist das doch! Bald erreiche ich ein Waldgatter. Zur Linken ein Teich. Erüben Nadelbäume. Fürs erste ist hier der Wald zu Ende. Der Weg schlängelt sich durch süßduftende Kornfelder, über denen die Vögel zwitschern. Wieder schaut der Gollm herüber. Schloß Sudertsburg baut sich düster auf. Friedlich die roten Dächer Wermdorfs vor mir. Bald habe ich den Ort erreicht.

Wermdorf ist ein alter behaglicher Ort. Er scheint als Sommerfrische in gutem Ruf zu stehen, denn ich begegne einer ganzen Anzahl Sommerfrischler hier. In Wermdorfs Gassen mag man gut aufgehoben sein. Der eine heißt: „Zum goldenen Hirschen“, der andere „Zum goldenen Straußen“. Doch ich glaube der behaglichste ist doch der „Rote Ochse“, der so behäbig vom Schloß gegenübersteht. Vändlich ist das Leben in den Gassen. Frauen schwanen miteinander. Ein Milchmädchen rattert vor dannen. 3 Pferde bäumen in einem Hofe. Der Steckmayer rollt ein Wagenrad über die Straße. Die Schmiede hämmern wacker darauf los. Vor dem Goldenen Hirsch stehen elegante Mädchen in heißen Mänteln vor einem Auto, sicherlich „Freunde von Distinktion“. In kleinen Kauläden wird Badewäsche verkauft. Vielesicht dauert es nicht lange mehr, dann nennt sich Wermdorf ebenfalls Bad, wie seine idyllische Nachbarstadt Ratzen.

Vermerkt steht das alte Wermdorfer Jagdschloß, in „schöner Renaissance“. Die Nierengel auf dem roten Dach sind etwas verschliffen im Jellenlauf. Im weißgetünchten Torbogen hängen eine Anzahl Geweihe. Im Schloßhofe, der von drei gelblichen Bauflügeln umfanden wird, grünt eine alte Linde. Strohgeweihe hängen über jeder Tür, über der Garage gar ein seltsames Schaufelgeweihe. Geweihe tragen auch altdenische Laternen oder neomodische Wächterinnen. Nierengel, schräge Fenster, Wendeltreppenturm, hübscher Blumenkerker. Melodisch klingt die Glocke vom Schloßturm in die vermunstete Stille. Ja, diesen Hof kann man sich wohl besüßert denken von Reifrod Damen und Kavallieren der Zeit Augusts des Starken. Die mairreiche und feurreiche Umgebung dürfte gut geeignet gewesen sein für kurfürstliche Jagdortzweil. August dem Starken ist dieses Schloß bald zu eng geworden, und so hat er denn „zu besserer Bequemlichkeit Unseres Königl. Prinzen Ed. einen Bau ausführen lassen, der glänzenderen Anforderungen entsprechen sollte, als solches der beschränkte Raum des Wermdorfer Schloßleins gestattete.“ So ließ er denn 1721 dem Kurprinzen das benachbarte Sudertsburger Schloß bauen. Das Schloß dient heute, nach mancherlei Schicksalen im Nährungs Krieg — die Preußen unter Friedrich dem Großen haben es verwüstet, ein Berliner Jude kratzte gar das Gold vom Stuck ab, bekanntlich wurde hier auch der Sudertsburger Frieden geschlossen — als Irenenaufl. Es wurde zur „dienenden Magd der Barmherzigkeit“ wie Otto Ed. Schmidt es so schön sagt.

Durch das Dorf hindurch mache ich noch einen Abstecher auf der Poppelallee zum Horstsee. Eildern breitet sich der See zwischen gelben Weizenfeldern und dunklem Forst. Wilde Enten rudern über das

Wasser, dicke Karpfen springen. Eine leichte Brise weht über das Wasser. Als ich das letzte Mal um den See wanderte, brauste wilder Sturm über See und Wald, ließ mächtige Wellen klatschend an die Ufer schlagen und die Bäume ätzend schwanzen. Am Himmel aber zogen schwarze Sturmwolken wie feindliche Heere dahin. . . Still und lieblich ist heute der See. Ein Flugzeug jurtet lust darüber weg.

Auf der Dshayer Straße verlässe ich Wermdorf. Weit schweift der Blick übers Bauernland. Ueber goldgelbes und grün geteiltes Mosaik der Felder. Die Ernte beginnt. In Reihen stehen die Wartenpuppen. Die Mähmaschinen ziehen ratternd durch die Felder. Darüber singen die Vögel. Nächstes Ziel ist der Gollm. Von Gasthof Nahtis führt ein ausgezeichnetester Waldweg schnurstracks zum Berge hin. Unter Eichen, Buchen, Fichten und Kiefern führt der Weg. Wie grüne Mauern stehen die Fichten. Nahtis schneidet der Wald. Zur Rechten der Straße steht gar ein ganzer Eichenwald. Grau liegt der Himmel über den Eichenwipfeln. Blau läuft mein Rad bergauf, bergab die 5 Kilometer durch den schönen Wald. Nur zu rasch habe ich den Waldsaum erreicht. Nur wenig erhebt sich der Berg aus der Landschaft. Reisende Felder klettern an seinem Hang bis der Wald beginnt. Erüben liegt Dorf Gollm amantig mit seinen roten Dächern in einer Talnude, auf einem Hügel die Windmühle darüber. So still der Wald war, so lauschendartig raunt, jzpt, schwirrt, stert und klingt es aus Wiesen und Feldern.

Im Dorf stelle ich mein Rad bei einem Bauern unter. Dann spure ich die Kirchhofspforte, denn im Gottesacker steht die urmächtige, noch wüßig grüne Linde. 11 Meter Umfang misst ihr zerklüftener Stamm gewaltig strebt ihr Astwerk zum Himmel empor.

Gollms Linde bin ich  
Und sehe schon manches Jahr  
An dieser heiligen Stätte  
An Gottes Ehrenaltar

Was mag diese Linde, die im Volksmunde die „1000jährige“ heißt, im Jellensturm alles erlebt haben? In Heimatshugkreisen wird die Ansicht vertreten, daß die Reichsruer Markgrafen die uranfänglich bezugten Gollmer Landtage oder Landdinge von 1185 bis 1250 nicht, wie vordem angenommen wurde, auf dem Gipfel des Gollmberges, sondern unter der Linde neben dem Kirchlein abgehalten haben. Ist das richtig, woran kaum gezweifelt werden kann, dann hat der Baum eine große historische Bedeutung (Heimatshug-Mitteilungen XVII, 2/4). Und oder scheint die Linde ein rechtes Sinnbild des Alters.

Auf schmalem Bergpfade steigt ich zum Berg empor. Ueber Farnen wachsen Kiefern und Eichen, Fichten und Buchen. Auf dem Bergplateau ist eine pastorale Bergwirtschaft. Alljährlich, zu Himmelfahrt, ist auf dem Gollm „Heiratmarkt“, der sich namentlich in Dshay großer Beliebtheit unter dem ledigen jungen Volk erfreut. Ich selbst habe mir einmal in jüngeren Jahren dabei einen Schatz geholt und bin mit ihr glücklich durch den abendlichen Stadtwald zurück gen Dshay gewigert. Vögelnd denke ich jener Episode, der der Weltkrieg ein Ende gemacht hat. Weit fliegt vom Aussichtsturm der Blick übers Sachsenland. Jvor die Türme Zeppigs und die Berge des Erzgebirges sind in dem heute herrschenden regendunkeligen Wetter nicht zu erspähen. Doch über die ausgedehnten Forsten schneift das Auge. Hinterm Stadtwald die beiden stolzen Dshayer Kirchtürme. Baumumkränzte Türme zwischen dem gelb-grünen Feldmähwerk in weilem Rund. Im Norden die Feldgebiete. Die Eichen

unterm Turm stehen unbewegt. Auch die ächsten einmal im Märzsturm als brauste die wilde Jagd über die Wipfel. Stille ist über Wälderwipfeln und dem Gold der Farnen. Nur das Zwitschern der Vögel klingt herauf.

Drunken im wohlhabenden Dorf Gollm klopfen die Bauern ihre Sensen — durchs ganze Dorf klingt das Geklämm. Es geht auch hier der Ernte entgegen. Ich schwinde mich wieder auf mein Stadtrrad. Nächstes Ziel ist Dshay. Als ich die Straßenhöhe erreichte habe, saust mein Rad bergab. . . Ich habe bis Dshay nicht viel zu treten brauchen. Der Stadtwald mit seinem gemischten Baumbestand saust vorbei. Zum Ueberflut beginnt es zu regnen. Glücklicherweise nicht gar zu lange. In den Kirchbäumen am Straßenrande sitzen Scharen von Starzen — waschen die immer noch Kirchenturme? Dann stehen mit einmal zwei gotische Kirchtürme grau und ernst in der Landschaft. Es sind die Dshayer Stadtkirchtürme, von denen Edgar Hahnwald sagt, daß sie ein wenig kleiner Dom spielen. Dann steht die ganze Dshayer Stadtkirche in der Niederung — ein macht- und prachtvolles Bauwerk, unter das sich wenig die roten Dächer der Bürgerhäuser ducken. Mein Rad saust fast bis in die Gassen Dshay hinein. Als die Mittagsglocken läuten, erreiche ich die verträumten Kleinstadtgassen.

Dshay. . . Ja, das ist das alte Dshay noch! Die Stadt mit dem ärtlichsten deutschen Stadtnamen! Wenig hat sich geändert in den letzten 15 Jahren! Da ist die grüne Promenade, die den Stadtkern einfaßt, wie ehemals der Wallgraben. Auch die geschäftstüchtigen Gässergassen sind ganz die alten geblieben, selbst die gleichen Namen findet man noch. Das goldene Reiterdenkmal am Altmarkt ist etwas schwarz geworden. Und die Anlagen zwischen den rotgeblühten Altmarktshäusern — mir scheint, die waren früher nicht? Mächtig ragt über die Notgiebel die Stadtkirche auf und dort auch ein altersgrauer Stadtturm. Die blauen Mägen der Lehrerseminaristen vermischt man — um diese Stunde sah man sie immer in den Gassen, ihre kleinen Einkaufs besorgen. Und da ist der Neumarkt, mit seinem schönen Stadtbild, auf das die Dshayer mit Recht stolz sind. Hagend das Renaissance-Kathaus mit seinem getürmten Wibel, der hohe Torturm daneben. Wüßlich die waspengelzte Freitreppe — ein architektonisches Schmuckstück. Und im Torturm steht man mancherlei Kulturrequisiten vergangener Zeiten, Requisten von „bürgerlicher Straf- und Zuchthaus“ des 18. Jahrhunderts. Da ist der Prangerstein mit dem Halsseil. Der eiserne Prangerkäfig. Die Schandsteine, die ärtlichen Weibern zur Strafe umgehungen wurden. Unter dem Stadtwahrzeichen der steinernen Bräuerköpfe der Schußstein des unterirdischen Kathausgefängnisses, „Schwarzer Sad“ genannt. Ein ehrfürchtiges Grinsen überläuft mich ob all dieser schönen Dinge, in voller Deffentlichkeit des Platanstores. Das Scheintreppchen dort führt zur stattlichen Kirche, die von alten Linden umkränzt wird. Der dem Untergang geweihte Marktbrunnen steht auch noch mitten auf dem Plage. Am Zwinger alte Stadtmauerreste mit Wehrgang. Die alte Klosterkirche, die den Gassensturm anno 1429 überstanden hat. Alle hochgieblige Häuser an der Dshay, wo über den eisenen Dach Stege zu den Häusern führen. Dann suche ich meine wackere Wirtin in der Nosmarinstraße auf, wo die kleinen Häuser alle aussehen, als seien sie fast eingestürzt. Wie vor fünfzehn Jahren, so steht auch heute noch die seltsame Wirtin in der kleinen Küche. Teller klappern, Wirtinluft — da hat sich nicht viel geändert. Und auch Wirtinluft ist da, nicht mehr so schäuf wie ehemals und auch Ehefrau — doch genau

so kragbürlich soll sie noch sein, wie mit 17 Penzen. Der Tod hat eine Lücke gerissen, der Sohn führt das väterliche Geschäft. Ja, das ist das Leben! Und vergangene Zeiten wollen jetzt beim Erzählen wieder lebendig werden. Doch werden wir nicht sentimental.

Ich schwinde mich wieder auf Rad und fahre an der Kaserne hinan, in die Pommascher Pflege hinüber. Felderbreiten laufen über die Hügel des Landes, soweit das Auge blickt. Wägen steht am Horizont, der Kirchturm in der Stadtmitte. Jhshou, das Dorf, liegt baumumkränzt im Diefental. Pferde und schwarzweiß gestreifte Kinder weiden am Bach. Dem Nittergut gegenüber steht die alte wehrhafte Dorfkirche. In blumenbunten Handgärten stehen die alten Bauernhäuser aus Fachwerk. Der Gottesacker am Berggang. Birken über der Friedgrube. Baumreihen im Waschtale. Baumumfriedete Einzelhöfe. Und im Hintergrund steht wieder der Gollm, die Landschaft selbst hier beherrschend. In einem Waschtale das stattliche Dorf Hof. Auf einem Felde am Vorstrande ein halb Hundert bunter Kopfläcker: Schoten werden geerntet. Vorstranden stehen an der Waschtale. Die Dorfkirche hat einen hohen Kuppelturm. Stattlich der Dorfplatz am Nittergutspark. Hinterm Dorf: Krausfelder, Zwiebelfelder, Rübenfelder, Kartoffeln, Mais, mannschönster Hafer, dicke Weizen. Verträumte Gemüsekulturen bei Dshay. Reizenweise werken die Frauen.

Hier ist die berühmte Pommascher Pflege. Die Bauern wurden früher die „Samtbauern“ genannt, weil sie sich Samt und Seide für Anzug und Kleid leisten konnten. Ueberaus fruchtbar ist die Wälderschaft hier, der Wäldboden soll meterhoch sein; er gilt als der fruchtbarste in Sachsen. In Zeiten des Bergreichtums in Sachsen versorgte die Pommascher Pflege das Erzgebirge mit Lebensmitteln. Die Straße führt hinter dem Kirchdorfe Staucha bergan. Weizen, Hafer und fetter Ribensfelder zu beiden Seiten. Hügelig ist das Land. In Hügelkuppen schlängeln sich die Wäldersdorfer. Weit liegt der Blick von der Höhe 204 übers Land, in dem, wir sind es ja nun schon gewohnt, unser alter Freund, der Gollm, steht.

Doch auch in dieser blühenden, lebenssprühenden Feldlandschaft wird man an das Berggüßliche alles Irdischen erinnert. Von der Stauchaer Kirche blumelt das Totenglocklein und ein Totengänglein zieht auf der Straße vorüber.

An einem Berggang baut sich die Stadt dieser Landschaft, breit hingelagert die roten aneinandergehaustelten Wibel unter die Stadtkirche auf der Höhe. Wie ein guter Hirte steht diese Kirche aufrecht über Stadt und Landschaft. Rayenskopfläcker gassen klettern zu Kirche und Markt empor. An der alten Kirche ein Denkmal des Fondichters Volkmann, eines Sohnes der Stadt. Zwischen Braungiebelhäusern steht auf der Mitte des Marktes das schlichte alte Rathaus. An vielen Häusern sind die Fenster mit Blumen geschmückt. Man findet manches hübsche in der Landschaft Pommasch, wenn man nicht gerade außerordentliche Sehenswürdigkeiten zu finden erwartet.

Als ich am Abend gen Wiesa radelte, von wo mich die Bahn heimwärts bringen sollte, stand wiederum, breit hingelagert, der Gollm in der Landschaft, jetzt von der durchbrechenden Abendsonne hell überstrahlt. Als leuchtender Berg bot er einen überraschenden Anblick. Zum Schluß sah ich ihn vom Abteiffenster bei Dshay — ungnädig drehte er mir seinen Rücken zu. Es wurde Nacht.

Ein reiches Stück Sachsenland hat mir diese Wanderfahrt, rund um den Gollmberg erschlossen. Wie wäre es, wenn Sie es auch einmal verläuden?